

Nr. 275. Bromberg, den 28. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.

(13. Fortsetzung.

Elftes Kapitel.

Eine strahlend blaue Himmelsglocke wölbte sich, als die Nacht ihre schwarzen Fahnen eingezogen hatte und der neue Tag anbrach, über die Erde. Der Wind hatte bei Sonnenaufgang nachgelassen. Finken und Amseln sangen. Die Luft floß kristallen und frisch. Ganz ferne, irgendwo rief der Kuckuck. Auf den Wiesen hatten die Gänseblümchen ihre gelben Augen geöffnet und die Bäume und Sträucher richteten ihr sturmzerwehtes, buntfarbiges Blütenkleid wieder zurecht. Der Frühling war wieder auf allen Wegen.

Vom Kirchturm des Städtchens, über dem blendender Sonnenglast gebreitet lag, schlug die zehnte Stunde.

Und um diese Stunde herrschte in der französischen Gesandtschaft im alten Schmettowschen Palais am Hauptplatz große Aufregung.

Geheimsekretär Poisson hatte in den frühen Morgenstunden wie eine Biene, die fleißig Honig sammelt, im Schloß Nachrichten über die Vorkommnisse in der vergangenen Nacht eingeholt. Er hatte allerdings nur vereinzelte, unbestimmte Gerüchte und unzusammenhängende, vielleicht etwas übertriebene Geschichten zu hören bekommen, aber er verstand es, den Kern herauszufinden und in der Hauptsache stand fest, daß es mit der Verlobung zwischen dem Herzog und der Komtesse von Hauenstein tatsächlich zu Ende sei.

Poisson hatte eben mit großer Befriedigung seinem Chef von dem, was er im Schloß erhorcht hatte, Bericht erstattet: der Herzog habe die Komtesse mit ihrem Liebhaber überrascht, der Hofmarschall habe also gehandelt, wie ihm der Vicomte geraten habe. Allerdings sei es nicht der geheimnisvolle Iwan, sondern der Rittmeister von Erken gewesen, den der Herzog bei seiner Braut angetroffen habe. Der Herzog habe sofort die Verlobung gelöst, und die Komtesse sei mit ihrer Mutter heute morgen wieder in das Gärtnerhaus gezogen. Joachim von Erken aber saß auf der Zitadelle.

Diesen Sack voll wichtiger Neuigkeiten schüttete er vor dem Vicomte aus wie St. Nikolaus seine Äpfel und Nüsse vor den Kindern.

Aber er war sehr enttäuscht, als der Vicomte, statt ihm seine Zufriedenheit auszusprechen, ihn barsch anfuhr: „Mensch, was haben Sie denn von Ihrem Iwan gefaselt? Jetzt haben wir die Bescherung!"

Poisson hob ein wenig die Schultern. „Daß Herr von Erken der Liebhaber war, war freilich eine unvorhergesehene Überraschung."

„Für mich aber nicht!" überkollerte sich der Vicomte mit der Stimme. Er schrie fast im Diskant.

Poisson verstand seinen Chef nicht. Was hatte er bloß auf einmal? „Aber ich hörte doch ganz deutlich, daß die Komtesse heute nacht im Dianasaal den Mann, der mit ihr sprach, mit Iwan anredete", sagte der Geheimsekretär mit großer Bestimmtheit.

„Weiß der Kuckuck, was Sie hinter dem Gobelin gehört haben wollen. Der Name Iwan mag ja gefallen sein, aber es scheint Ihren Ohren entgangen zu sein, in welchem Zusammenhang er fiel."

„Ich täusche mich nicht, Herr Vicomte", antwortete Poisson etwas gereizt.

„Daß Sie sich aber doch getäuscht haben, beweist die Tatsache, daß Herr von Erken das Rendezvous mit der Komtesse hatte."

So verärgert und erregt sah der Geheimsekretär seinen Chef noch nie. „Nun, im Effekt bleibt es sich doch gleich, ob Iwan oder Erken... die Verlobung des Herzogs hat sich zerschlagen. Der Kaiser wird Ihnen dafür Dank wissen", wandte er mit demütigem Gesicht ein.

Semour nahm wütend eine Prise aus seiner goldenen Tabatiere.

„So, meinen Sie?" schnaubte er seinen Untergebenen an. „Ja begreifen Sie denn immer noch nicht, daß Sie mit Ihrem falschen Alarm bezüglich dieses Iwan Taschew mein spinnfeines Netz zerstört haben, in dem der Spion hätte hängen bleiben sollen?"

„Wieso?" fragte Poisson jetzt wirklich erstaunt.

„Die Mine ist durch Ihre Ungeschicklichkeit zu früh in die Luft gegangen!"

„Das verstehe ich nicht", entgegnete Poisson nun etwas kleinlaut. Er wußte tatsächlich nicht, wohin sein Chef eigentlich zielte.

Der Gesandte tupfte Poisson ungeduldig mit dem Zeigefinger auf die Brust und zwinkerte ihn mit halb geöffneten Augen an. „Manchmal sind Sie sehr schwerfällig, Poisson. Ich war es doch, der Herrn von Erken veranlaßt hat, sich so rasch wie möglich die Liebe der Komtesse zu erringen und auf diesem Weg herauszubringen, ob die Hauenstein Spionage für Rußland treibt. Das Rendezvous war also gewissermaßen mein Werk. Und da fahren Sie Unglücksmensch mir mit Ihrem Iwan in die Parade."

Poisson zog die Augenbrauen in die Höhe. Ein fahles Lächeln irrte um seinen Mund. Der Vicomte fuhr erregt fort: „Erst hätten wir Herrn von Erken handeln lassen sollen, damit wir endlich etwas über den Spion erfahren hätten. Dann erst wäre es an der Zeit gewesen, falls die Komtesse nicht der Spion war, den Herzog zu verständigen, daß die Komtesse mit dem Rittmeister ein Liebesverhältnis habe, um dadurch dem Wunsch des Kaisers zu entsprechen und die Verlobung rückgängig zu machen. Sehen Sie endlich ein, was für eine kapitale Dummheit Sie gemacht haben?"

„Aber Sie waren doch selbst damit einverstanden, Herr Vicomte, daß wir dem Herzog Mitteilung von dem geplanten Rendezvous machen lassen", suchte sich der Geheimsekretär zu verteidigen mit der Hartnäckigkeit eines Menschen, der nicht zugeben will, daß er im Unrecht ist.

„Weil ich an Ihren Iwan glaubte. Merken Sie sich, Poisson, Übereifer schadet nur, besonders in der Diplomatie."

Der Geheimsekretär antwortete etwas gekränkt: „Ich weiß nicht, was Sie wollen, Herr Vicomte? Nach den Vorgängen dieser Nacht wird die Komtesse wohl die längste Zeit an diesem Hof gewesen sein. Damit dürfte das Übermitteln unserer Nachrichten an die russische Staatskanzlei von selbst ein Ende finden."

Der Vicomte schüttelte ärgerlich den Kopf. „Ich glaube nicht, daß Napoleon damit zufrieden ist, wenn uns der Spion, statt der verdienten Strafe zugeführt zu werden, auf diese Weise durch die Lappen geht."

Mit scheinheiliger Miene sagte der Geheimsekretär ganz zerknirscht:

„Dann sehe ich allerdings ein, Herr Vicomte, daß ich einen schweren Fehler begangen habe, wenn auch unwissentlich . . ."

„Nicht wissen, ist keine Entschuldigung", hieb Semour dazwischen.

„Allerdings, wenn Sie mich vorher verständigt hätten, dann hätte ich Ihnen ganz entschieden abgeraten, Herrn von Erken diese etwas bedenkliche Mission zu übertragen."

Der Gesandte stutzte. „Warum?"

„Weil Sie sich damit in die Hände des Rittmeisters gegeben haben", entgegnete Poisson, immer in der ihm eigenen devoten Haltung.

Der Vicomte warf einen überraschten Blick auf den Geheimsekretär.

Dieser fuhr fort: „Der Rittmeister wird, wie ich gehört habe, vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Er soll gegen den Herzog den Degen gezogen haben, als es zwischen ihm und dem Herzog zu einer lebhaften Auseinandersetzung kam, vielleicht provoziert durch das Temperament des Herzogs."

„Das war natürlich sehr unvorsichtig und ungeschickt."

„Er wird nun bei seiner Verteidigung kaum verschweigen, daß Sie, Herr Vicomte, ihn zu diesem Rendezvous angestiftet haben zu dem Zweck, die Komtesse als Spionin zu überführen. Er wird Sie kalt und ohne Gewissensbisse bloßstellen in der Hoffnung, sich selbst damit zu entlasten." Poisson schielte von unten hinauf auf seinen Chef, um die Wirkung zu beobachten, die seine Worte auf den Vicomte machten.

Dieser war sichtlich irritiert. Er griff in seiner Erregung nach der goldenen Dose, klopfte sie heftig gegen den Ballen der linken Hand, steckte sie wieder zu sich. Er hatte vollständig darauf vergessen, eine Prise zu nehmen. „An diese Möglichkeiten habe ich nicht gedacht . . . das würde mich ja kompromittieren", stieß er hervor. „Aber nein, nein . . . Erken würde sich doch selbst bloßstellen, wenn er zugibt, auf meinen Vorschlag eingegangen zu sein, als Adjutant des Herzogs in den Dienst des Kaisers zu treten. Ich habe es nur aus politischen Gründen getan, er aber aus Eigennutz."

Poisson lächelte schadenfroh. „Was kann sich der Rittmeister in seiner Lage schon bloßstellen? Die Weiterungen aber, die daraus für Sie entstehen, brauche ich wohl nicht aufzuzählen." Und dann fügte er boshaft hinzu: „Ich fürchte, Herr Vicomte haben sich in Ihrem spinnenfeinen Netz selbst gefangen."

Der Gesandte lief mit gesenktem Kopf im Saal herum. Dann blieb er vor Poisson stehen. „Alles geht wie verhext. Die so schön eingefädelte Intrige wendet sich gegen uns. Aber durch Ihre Schuld. Allein durch Ihre Schuld", wiederholte er heftig. Dann fügte er aber kleinlaut hinzu: „Vielleicht ja auch ein wenig durch meine Schuld. Der Ausgang war eben nicht vorauszusehen. Wie soll ich mich bloß aus dieser fatalen Lage ohne Einbuße meines Ansehens ziehen?"

Der Geheimsekretär spielte schweigend mit seinem Uhranhänger mit zu Boden gesenktem Blick, gleichfalls als denke er angestrengt darüber nach, wie Semour zu helfen sei, während er sich längst darüber klar war. Dann erhob er den Blick. „Es gibt nur einen Ausweg: Vicomte müssen entschieden in Abrede stellen, dem Rittmeister einen solchen Auftrag erteilt zu haben. Wir werden ihn der Lüge zeihen, die er erfunden hat, um seine Untreue gegen den Herzog zu verbergen, sie einigermaßen entschuldbar erscheinen zu lassen. Und ich bin überzeugt, man wird dem Vicomte de Semour doch eher glauben als einem Menschen, der seinen Herzog in so unglaublicher Weise hintergangen und betrogen hat."

Poisson sagte das mit ruhigem Ernst, wie etwas, das die natürlichste Sache von der Welt ist.

„Famos!" rief Semour erleichtert. „Sie haben ganz recht. Es handelt sich bei Herrn von Erken um ein Mißverständnis. Mir ist es ja nicht im Traum eingefallen, dem Rittmeister etwas so Ungeheuerliches aufzutragen. Ich muß mir ganz energisch verbitten, daß man mir überhaupt so etwas zutraut . . . mir, dem Gesandten des Kaisers von Frankreich. Ich werde von jedem, der diese Lüge weiterverbreitet oder meine Versicherung, daß Erken wissentlich eine falsche Behauptung aufstellt, anzuzweifeln wagt, mit dem Degen in der Hand Genugtuung fordern."

Der Vicomte redete sich in diesem Augenblick in eine wirkliche Entrüstung hinein, ging in seinem gallischen Temperament so sehr in der Rolle des beleidigten Ehrenmannes auf, daß er sie fast selbst glaubte. Aber seine Stimme hatte einen theatralischen Klang.

Poisson nickte. „Sehr richtig! Wenn Herr Vicomte diesem Erken wirklich einen solchen abscheulichen Auftrag gegeben hätte, dann hätten Sie doch niemals den Herzog von diesem Rendezvous durch den Hofmarschall unterrichten lassen. Das wäre doch in jeder Weise widersinnig gewesen."

„Vortrefflich, Poisson . . . das allein ist schon der beste Beweis, wie lächerlich die Behauptung Erkens in aller Augen sein muß", erwiderte der Vicomte mit wiedergewonnener Sicherheit.

Ein Diener erschien in der Tür und meldete: „Ein Kurier aus Paris!"

Der Gesandte winkte Gewähr. Der Kurier trat ein und überreichte dem Gesandten ein versiegeltes Schreiben.

„Warten Sie draußen, es ist Verschiedenes nach Paris mitzunehmen", erklärte Semour.

Der Kurier entfernte sich.

Der Vicomte betrachtete mit bedenklicher Miene das Schreiben. „Das Privatsiegel des Kaisers", meinte er und auf seiner Stirne zeigten sich ein paar sorgenvolle Fältchen. „Wenn er selbst zu einer Feder greift, liegt immer etwas Besonderes in der Luft."

Er riß eilig das Siegel auf und las das Schreiben. Die Fältchen auf der Stirne vertieften sich. „Da haben wir's! Lesen Sie!"

Poisson nahm das Schreiben und überflog es eilenden Blickes:

„Monsieur Vicomte! Der rheinische Adel leistet mir unausgesetzt passiven Widerstand wegen meines Vorgehens gegen den nunmehr verstorbenen Grafen Hanenstein und seine Familie. Ich muß den obstinaten Herren die Mäuler stopfen. Setzen Sie deshalb alles daran, daß die Heirat des Herzogs Johann Georg mit der Komtesse von Hanenstein zustande kommt. Napoleon."

Der Gesandte ließ sich geknickt auf den Stuhl neben dem Schreibtisch fallen. „Und wir haben alles getan, um die beiden auseinanderzubringen."

Poisson grinste ein bißchen und legte Napoleons Schreiben vor Semour auf den Schreibtisch. „Das ist eine unerwartete Überraschung. Da bleibt uns allerdings nichts anderes übrig, als die Geschichte wieder einzulenken", begann er und rieb eifrig die Handflächen aneinander.

„Das ist unmöglich!" jammerte der Vicomte.

„Vielleicht doch nicht", antwortete der Geheimsekretär.

Semour schaute Poisson zweifelnd an und sein Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

„Ich glaube bestimmt," sprach Poisson weiter, „der Herzog liebt die Komtesse immer noch. Er würde vielleicht nicht den Willen für die Tat nehmen und die Komtesse trotz des kleinen Abenteuers, das ja schließlich durch sein Dazwischentreten völlig harmlos geblieben ist, heiraten, wenn er, ohne sich etwas zu vergeben, einen ehrenvollen Ausweg wüßte."

„Hm," machte der Vicomte. „Und Sie meinen, wir sollen ihm diesen Ausweg ermöglichen?"

Poisson bejahte. „Ein Mann wie der Herzog, in seinem Alter, überwindet eine solche Liebe nicht so leicht. Die sitzt wie ein Dorn im Fleisch. Er würde also die Komtesse sicher wieder in Gnaden aufnehmen, wenn er einen geeigneten Vorwand hätte, durch den sein Schritt, sich wieder mit

der Hauenstein auszusöhnen, gewissermaßen entschuldigt würde. Und Napoleon bietet ihm diesen Vorwand. Er kann sich auf den Befehl Napoleons berufen, der diese Heirat aus politischen Gründen wünscht. Damit ist ihm und uns geholfen." Poisson war sichtlich stolz auf den Vorschlag.

Der Vicomte wand sich jedoch noch in Zweifeln und Bedenken. „Das ist alles sehr schön geplant und hat auch einigermaßen Aussicht auf Verwirklichung," sagte er endlich. „Aber wir setzen uns zwischen zwei Stühle. Wir ermöglichen dem Herzog vielleicht, die Komtesse zu heiraten, ermöglichen damit aber zugleich der Hauenstein, ihre Spionage fortzusetzen. Ich meine, da ist es doch gescheiter, den Kaiser unseren Verdacht gegen die Komtesse wissen zu lassen und mit diesem Verdacht die Tatsache zu begründen, daß wir die Heirat hintertrieben haben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fratellini haben Angst.

Eine Anekdote aus den Anfängen großer Künstler, erzählt von Walter A. Persich.

Die Artisten sitzen vor Beginn der letzten Vorstellung dieses Monats im Garderobenraum hinter der Bühne beisammen. Morgen ist jeder von ihnen in einer anderen Stadt, und man weiß nicht, wie und wann man sich wiedersehen wird. In der Mitte hocken Carla und Carlos. Sie sind erst drei Jahre im Trapez, Schweden mit spanischen Vornamen, wie das bei Varietémenschen eben vorkommt, und alle Männer gucken die Frau oft heimlich lange an. Nein, nein, geschehen ist nichts, man achtet die Partnerin eines Kollegen.

Dula ist da, Tricktänzerin aus Brüssel, Skatter, Dompteur, der mit ihr zusammen in München ab morgen arbeitet. Man hat über Angstanfälle gesprochen.

„Ja", nickt Charles River, der Stepptänzer aus Gelsenkirchen, „die Nerven! Wenn man sie verliert . . . Ich wüßte da . . ."

„Eine Geschichte?" mischt sich Skatter ein. „Die müssen Sie erzählen, Charles."

„Vielleicht ist es nicht angebracht", meint der Tänzer trocken.

Carla lacht ihn an. „Meinetwegen? Ich verstehe, Rücksichtnahme — überflüssig, lieber Kollege. Wir lassen uns nicht schrecken. Ich bitte sogar darum."

Carlos läßt sein Zigarettenetui umlaufen; der Feuerwehrmann tut, als sehe er es heute nicht. River erzählt.

„In Paris, Zirkus Hivre, die Fratellini waren dort engagiert, aber noch nicht entdeckt. Einer von ihnen sagt zu mir: Sehen Sie das kleine Trapez? Ja, ja, oben in der Kuppel — nun, fünfunddreißig Meter kommen gemütlich 'raus, und unten in zehn Meter Höhe das große? Miß Ellon springt da hinein, die neueste amerikanische Sensation. Wir stehen unten und tun, als stürben wir vor Angst und klampfen beim gelungenen Sprung auf unsere Instrumente los. Klappte heute früh bei der Probe famos. Wie lange die Frau das macht? Sechzehn Monate. Und schon ein Welterfolg.

Wie mir dieser Fratellini sagt, schwitzt er bereits vorher buchstäblich Blut, denn er hat schon ein paar Stürze erlebt, und die waren nicht schön. Neun Uhr dreißig, vier Minuten vor meinem Auftritt, höre ich zwei kreischende Frauenstimmen neben den Ställen. Miß Ellon, die Trapezkünstlerin, geht auf die Schulreiterin los. Die Frauen zerzausen sich, und heraus läuft Patterson, Partner der Ellon — was heißt Partner! Er hatte nur das untere Trapez an einem Gabelseil zu ziehen, damit es weit ausschwingen konnte, und dann sprang die „fliegende Miß Ellon" hinein: über fünfundzwanzig Meter Zwischenraum. Ich tanze, komme zurück. Da ist schon die Versöhnung der beiden streitenden Frauen im Gange. Durch die dünnen Wände hörte man jedes Wort. Patterson fleht sie an und der Direktor, sie möge arbeiten, und sie schreit und hat Nerven. Dann braust die Manege, und die Amerikanerin geht doch am Seil hoch.

Charles River, meine Wenigkeit, steht neben dem Stallausgang, lugt durch den Vorhang und guckt hinaus. Ja, ich habe die Hände gefaltet, damals, und gebetet. Es ist Wahnsinn, was die Frau wagt, heller Wahnsinn, denke ich! Oben schwingt das schmale Holz, darauf liegt sie mit dem Rücken, breitet die Arme aus — dann greift sie wieder an die Seile und jetzt — steht sie — auf dem schwingenden Trapez Kopf unten, ohne einen Halt . . . es geht vorüber. Winken zum Publikum, Beifall, der Partner zieht am Seil, und ich stehe so, daß ich meine Augen sehen muß, die sind weit geöffnet. Er zieht heftiger, Miß Ellon schaukelt, stößt sich ab — einmal überschlägt sie sich in der Luft. Eine goldene Flamme, schießt sie abwärts. Ihr entgegen kommt das tiefe Trapez — die Fratellini stecken ihre Gesichter in ihre Clownkleider, verbergen die Augen hinter der Gitarre, einer hat den Kopf ulkig in den Sand gebohrt — und in dieser Sekunde rast aus den Ställen ein Pony in die Manege, geradewegs auf Patterson zu, der doch am Seil das zweite Trapez halten muß. Er bekommt einen Stoß von dem kleinen Pferd, fällt um, das Tau loslassend, und stürzte entsetzt hinaus in den Pariser Abend.

Am nächsten Tage lag ich in der Klinik, mit einem Nervenzusammenbruch. Und konnte nicht bei der Bestattung Miß Ellons sein. Als ich die Fratellini später wiedersah, waren sie große, philosophische Künstler geworden. Nur ich wußte warum, ich erkannte die Schwermut ihres Humors, und — ja, das ist nun die Geschichte, und — da ist das Zeichen — wir müssen uns schminken!"

Dula ist noch nicht ganz zufrieden. „Wenn ich recht verstanden habe, kam eine Unregelmäßigkeit in den Trapezschwung, der die Ellon zum Sturz brachte, weil ein Pony gegen Patterson rannte . . "

„Ganz richtig", nickt River, „es war ein kluges Tier."

„Da hat man doch die Schulreiterin bestraft?"

„Man hat sie jedenfalls verhaftet und gegen Sicherheitsleistung freigelassen. Der Prozeß verlief im Sande. Es konnte auch nicht anders sein; sie hatte gleich nachher zu arbeiten. Beim Warten riß sich ein Pony los. Nicht zu beweisen. Freispruch. Sie lebt auch nicht mehr. Ich hörte in Madrid, daß ein Stierkämpfer sie im Zirkus erstochen hat. Das sind eben Schicksale, Fräulein Dula. Auf Wiedersehen, irgendwo. Ich muß jetzt arbeiten!"

„Nun", meint bedächtig der Trapezkünstler, „es hat eben alles seinen Sinn. Es gibt eine Luftnummer weniger. Das ist bitter und teuer erkauft. Aber seitdem, sagt River, sind erst die Fratellini die lachenden Weisen geworden. Das Schicksal ist schwer und erscheint uns sinnlos. Aber es formt durch Leid oder Angst diejenigen, welche Millionen Freude bringen sollen. Artistenlos!"

Klix' Los.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Klix war nicht leichtsinnig. Im Gegenteil. Er hielt sich für sehr sparsam, und er war es. Er hatte ja auch allen Grund, es zu sein. Besonders jetzt, in dieser schlimmen Zeit. Wo niemand wußte, was morgen sein würde.

Öfter als in besseren Zeitläuften gedachte Klix seiner mehrköpfigen Familie — er gedachte mit einiger Besorgnis des nahenden Winters, der ein Winter der Entbehrungen sein würde.

Klix hatte immer den Wunsch gehabt, reich zu sein. Jetzt wurde dieser Wunsch übermächtig. So wird man verstehen, daß Klix einmal heftig nach einem Prospekt griff, der bei seinem Zigarrenhändler auslag. „Wer möchte heut nicht reich und sorgenfrei sein?" fragte der Prospekt. Herr Klix wollte gern beides sein. Deshalb las er das Druckstück mit großer Aufmerksamkeit durch.

Es war die Ankündigung eines neuen Lotterieunternehmens. In beredten Worten erzählte der Prospekt von den Gewinnmöglichkeiten, die sich hier böten. Diese erschienen Herrn Klix nicht schlecht.

Zustimmend nickte Klix, da er weiter las: „Man darf nicht sagen, daß man kein Glück habe, wenn man dem Glück nicht die Hand reicht. Kaufen Sie ein Los — und Sie werden sehen, daß Sie Glück haben."

Klix kaufte ein Los. „Ein Klix-Los", wie er zu dem Zigarrenhändler sagte. Mit stolzem Lächeln über das ge-

lungene Wortspiel. Denn war ein Klix-Los nicht vielleicht wirklich ein Glücks-Los?

Mit dem Los in der Tasche und dem Prospekt in der Hand machte Herr Klix einen langen, langen Spaziergang. Unterwegs durchrechnete er seine Chancen. Sie schienen ihm nicht schlechter als bei jedem derartigen Unternehmen. Im übrigen kam es ja nicht darauf an. Auf das Glück kam es an.

Er würde natürlich nicht gleich das große Los, nicht gleich den Haupttreffer machen. So weit verstieg sich seine Zuversicht nicht. Aber warum sollte er nicht hunderttausend, warum nicht wenigstens fünfzigtausend Mark gewinnen?

Klix überlegte, was er mit fünfzigtausend Mark machen würde. Er hatte eine Menge Wünsche aufgespart, Wünsche, die er aus seinen bescheidenen Einkünften nie würde bestreiten können. Ein Radioapparat mit Lautsprecher, ein neuer Schwedenmantel, eine Reise nach Berlin gehörten dazu. Auch seine Frau, auch seine Kinder hatten gewiß derartige Sonderwünsche und heimlich genährte Träume. Zweitausend Mark würden gewiß ausreichen, sie alle zu befriedigen. Dann blieben noch achtundvierzigtausend Mark. Daraus könnte er sich jeden Monat einen Zuschuß von hundert Mark zu seinem Einkommen entnehmen, vierzig Jahre lang. Oder zweihundert Mark zwanzig Jahre lang. Das war beinahe unvorstellbar schön.

Herr Klix beschleunigte seine Schritte, als er daran dachte. Aber dann kamen auch gleich die Sorgen — die Sorgen des Kapitalisten. Die Zeit war so unruhig, die ganze Lage so ungewiß. Man munkelte wieder mal von Inflation — was das bedeutete, das wußte er noch recht gut. Oder man sprach auch von einer Deflation. Und daß diese gleichfalls etwas sehr Schlimmes bedeutete, das war ihm ohne weiteres klar.

Man mußte sein Geld also fest anlegen. Es sichern gegen jede Entwertung. Am besten in ausländischen Valuten, in Devisen. Das war zwar nicht sehr patriotisch. Aber „das Hemd ist einem näher als der Rock", also beschwichtigte Herr Klix aufsteigende Skrupel.

Er dachte an englische Pfunde. Aber das war jetzt gewiß auch nicht mehr das Richtige. Das einzig Richtige war und blieb der Dollar.

Freilich: so zwölftausend Dollar würde man ihm nicht verkaufen. Man würde ihm überhaupt keine Dollars verkaufen, fürchtete er. Und wenn er gleich mit der Forderung käme, ihm zwölftausend abzulassen, so würde man ihn gewiß für einen Dieb oder Hochstapler halten.

Also mußte er sich ein Dollarkonto einrichten. So was machen die Bankmenschen. Und ein Dollarkonto ist sicher. Natürlich nur, wenn die Bank sicher ist.

„Welche Bank ist sicher?" fragte sich Klix. Die Sparkasse schied er aus — die hing zu eng mit der Stadt zusammen. Und die Städte sind jetzt alle verschuldet.

Und die anderen Banken? Es gab nur noch eine, auf die er Vertrauen setzte. Das war die Landbank. Die Landbank mit ihren zweihundert Filialen im ganzen Reich. Die war fest gegründet, wie die Erde selbst.

Als Klix — ziemlich spät — nach Hause kam, hatte er sich entschlossen, sich von seinen fünfzigtausend Mark ein Dollarkonto bei der Landbank einrichten zu lassen. Ganz fest entschlossen war er dazu.

Acht Tage später brach die Landbank zusammen. In der Gläubigerversammlung, die am selben Abend durch öffentlichen Aufruf zusammengetrommelt wurde, fand sich auch Herr Klix ein. Drängte sich nach vorn und hielt eine fulminante, eine ungeheuer aufreizende und tapfere Ansprache. Die Worte strömten ihm nur so vom Munde. Diebe, Räuber, Mörder, Betrüger — das war das wenigste, womit er die Direktoren der Bank titulierte. Er stellte ihnen das Strafgericht des Himmels in Aussicht. Er versprach, sie dem Staatsanwalt auszuliefern. Er prophezeite ihnen viele qualvolle Jahre im Kerker bei Wasser und Brot. Prasselnder Beifall belohnte ihn, da er nun, tief aufatmend, das Rednerpult verließ. Und er wurde sofort, als Erster, in den neugebildeten Gläubigerausschuß gewählt.

Am nächsten Morgen brachte die Zeitung einen langen Bericht über die Versammlung. Gab Klix' Rede auszugsweise wieder. Erzählte von der erfolgten Wahl.

An anderer Stelle brachte sie auch die Ergebnisse der Lotterie-Ziehung. Klix hatte nichts gewonnen.

Seine Frau las den Bericht von der Versammlung. Die Resultate der Ziehung las sie nicht — sie wußte ja nicht, daß Klix ein Los hatte.

Frau Klix freute sich sehr, daß ihr Mann in der Zeitung genannt wurde, und gleich so ausführlich, das war gewiß eine große Ehrung.

Und sie war traurig darüber, daß er seine Ersparnisse verloren, und empört, daß er ihr von diesem Bankguthaben nie etwas gesagt hatte.

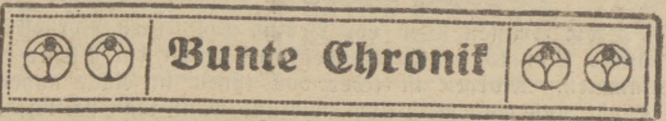
„Aber ich habe doch gar kein Guthaben bei der Landbank", verteidigte er sich.

„Ja — was hast du dann da in der Gläubigerversammlung zu tun gehabt?"

„Na" — warf sich Klix in die Brust. „Ich hätte doch ein Dollarkonto gehabt, wenn ich . . . wenn ich in der Lotterie gewonnen hätte."

Seine Frau sah ihn fassungslos an. Das ärgerte ihn heftig.

„Wie dumm doch die Frauen sind", stellte er bei sich selbst fest. „Sie begreifen manchmal die einfachsten Dinge nicht."



***Der blaue Brillant.** In Warschau ist einer der vornehmsten Klubs der Schauplatz eines Skandals geworden, der die Gemüter in hohem Maße erregt. Das Opfer ist ein polnischer Großagrarier, der ein bekannter Sammler schöner Juwelen ist. Er lernte in diesem exklusivsten aller polnischen Klubs einen russischen Hetman kennen, das heißt einen ehemaligen . . . und der trug einen so wunderschönen blauen Brillanten am Finger, daß dem Sammler darob das Herz im Leibe lachte. Auch die übrigen Mitglieder des Klubs sprachen von nichts anderem mehr, als von dem seltenen Juwel, und bald machte der Großmagnat dem Hetman ein Kaufangebot. „Der blaue Brillant ist sehr hübsch, Graf, doch er ist nicht echt. Ich trage bewußt diese Fälschung, weil sie mir gefällt." Im Verlauf der Verhandlung stellte sich heraus, daß ein indischer Maharadscha, der dem Hetman diesen Ring geschenkt hat, sich ziemlich schäbig benommen haben sollte. Denn er hatte ihn vom Tode des Ertrinkens gerettet, und bald stellte sich heraus, daß der blaue Stein unecht war. Der Sammler ließ aber nicht locker. Er bat sich gegen ein Sicherheitspfand den Stein aus, und der Juwelier, der ihn prüfte, erklärte ihn für echt. Der Hetman wollte die gebotenen 100 000 Zloty aber nicht nehmen, steckte den „falschen" Ring lachend wieder an und empfahl sich. Als aber der Sammler ihm absolut keine Ruhe mehr ließ, erklärte er vor Zeugen, daß der Ring, den er hiermit für 100 000 Zloty verkaufe, falsch sei! Der Kauf fand nun wirklich statt, und als der Sammler am nächsten Tag den köstlichen Erwerb einem bekannten Sachverständigen gab, stellte es sich heraus, daß der blaue Brillant tatsächlich nur Glas war. Der Hetman hatte ihn rasch mit dem Original vertauscht. Und nun kann der reiche Gutsbesitzer seinen 100 000 Zloty nachtrauern, denn er kann den Hetman nicht einmal gerichtlich belangen, weil die Zeugen für die „Ehrlichkeit" des Verkäufers einen Eid leisten müßten. Zur Strafe strich man den Hetman aus der Liste des feudalen Klubs. Aber er wird sich nicht sehr kränken.

Lustige Rundschau

*** Eine alte Sache!** Auf der Redaktion einer Zeitung erscheint ein Mann und fragt wütend: „Ist es wahr, daß Sie mich in Ihrem Blatt einen Lump und Halsabschneider genannt haben?"

„Ganz ausgeschlossen! — Wir bringen nur Neuigkeiten!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg